

Predigt

**Palmarum, 14. April 2019,
14. April 2019, Süsterkirche**

Pfarrerin i. R. Erika Edusei

Predigttext: Epheser 2, 14 – 18

Paulus, Apostel Christi Jesu durch den Willen Gottes, an die Heiligen in Ephesus, die an Christus Jesus glauben.

Gnade sei mit Euch und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus!

Mit diesem Gruß beginnt der Epheserbrief. Und so begrüße ich Sie, liebe Gemeinde, heute Morgen.

Da schreibt jemand, der sich als Paulus, der Apostel Jesu Christi, vorstellt und ausgibt, einen Brief an die Gemeinde in Ephesus.

Ephesus und Paulus – das gehört zusammen.

(frei in Kürze erzählt:)

(Über zwei Jahre lebte Paulus in Ephesus. Ephesus liegt 75 Kilometer südlich der türkischen Hafenstadt Izmir. Wohl zwischen 52 und 55 muss Paulus dort gelebt haben. In Ephesus schreibt Paulus Briefe nach Korinth, zwei sind erhalten. Der Philipperbrief wird dort abgeschickt und der Brief an Philemon. Ephesus war durch seinen Götterkult ein Ort der Magie. Paulus tritt dagegen an und zeigt auf die verschiedenste Weise, dass Jesus Christus, den er verkündigt, mächtiger ist als alle Mächte der Welt. Anscheinend mit Erfolg.)

Aber heute, wo die Briefe des Paulus exegetisch durch und durch erforscht sind, müssen wir sagen, dass der Verfasser des Epheserbriefes, der sich als Paulus vorstellt, nicht Paulus sein kann.

Denn es gibt zu viele theologische Unstimmigkeiten im Text, die berechtigte Zweifel aufkommen lassen.

Aber immerhin, es ist ein gewichtiger, bedeutender Brief, der die paulinische Theologie gut kennt und sie interpretierend weiter führt. Der Inhalt des Briefes ist die paulinische Theologie der Gnade, in sechs Kapiteln verdichtet.

Unsere Textstelle, die wir heute Morgen betrachten, hat dann auch einen fulminanten Auftakt:

Denn **Christus ist unser Friede.**

Lesung von Epheser 2, 14 – 18

14 Denn **er ist unser Friede**, der aus beiden eins gemacht hat und hat den Zaun abgebrochen, der dazwischen war, indem er durch sein Fleisch die Feindschaft wegnahm.

15 Er hat das Gesetz, das in Gebote gefasst war, abgetan, damit er in sich selber aus den zweien einen neuen Menschen schaffe und Frieden mache 16 und die beiden versöhne mit Gott in einem Leib durch das Kreuz, indem er die Feindschaft tötete durch sich selbst.

17 Und er ist gekommen und hat im Evangelium Frieden verkündigt euch, die ihr fern wart, und Frieden denen, die nahe waren.

18 Denn durch ihn haben wir alle beide in einem Geist den Zugang zum Vater.

Christus ist unser Friede.

So haben wir die Predigtreihe zur Passion auch überschrieben:

Christus ist unser Friede.

Damit ist eigentlich das Wesentliche gesagt.

So kann man anfangen und so kann man aufhören.

Der Friede Gottes, der in der Krippe seinen zarten Anfang nimmt, verendet nicht am Kreuz auf Golgatha, sondern der Friede Gottes entfaltet seine ganze Machtfülle am Ostermorgen.

Aber zwischen Anfang und Ende entfaltet sich unser Leben – in aller Schönheit und friedvollen Klarheit des Ostermorgens, aber auch aller Zwiespältigkeit, aller Gewalt, aller Friedlosigkeit des Karfreitags.

Es braucht viel Glaubenserfahrung, um diesen Satz beten zu können:

Christus ist unser Friede. Christus ist mein Friede.

Für den Schreiber/die Schreiberin und die Adressaten des Epheserbriefes war ja Unerhörtes geschehen – die kleine Welt der Judenchristen öffnet sich durch die Missionsreisen des Paulus innerhalb weniger Jahrzehnte für die große Schar an Heidenchristen aus der hellenistischen Welt, die dazugehören wollen:

die Fernen kommen auf einmal unheimlich nahe!

Sie, die aus anderen Gegenden, mit anderen Sitten und Gebräuchen, mit anderen Sprachen und Dialekten vertraut und ausgestattet waren, gehören nun dazu.

Das bringt Probleme. Die kennen wir.

Im großen Miteinander der Völker der Vereinten Nationen, wie in der Europäischen Union, aber auch im Kleinen, Alltäglichen.

Der Schriftsteller **Hans Magnus Enzensberger** schildert eine Schlüssel-Szene, die wir alle schon erlebt haben:

Da sitzen zwei Reisende in einem Zugabteil, wir wissen nichts über ihre Vorgeschichte, ihre Herkunft oder ihr Reiseziel.

Sie haben sich häuslich eingerichtet, Tischchen, Gepäckablage und Kleiderhaken in Beschlag genommen. Auf den freien Sitzen liegen Zeitungen, Laptops, Jacken und Wasserflaschen herum.

Man hat es sich bequem gemacht.

Beim nächsten Halt öffnet sich die Tür, und zwei neue Reisende treten ein. Ihre Ankunft wird nicht freudig begrüßt, ja, ein deutlicher Widerwille macht sich bemerkbar; man muß zusammenrücken, die freien Plätze räumen, den Stauraum für Koffer und Taschen teilen.

Dabei verhalten sich die ersten Fahrgäste, obwohl sie sich gar nicht kennen, eigentümlich solidarisch. Ja, sie treten geradezu als Gruppe auf, die *ihr* Territorium verteidigt.

Jeden, der neu zusteigt, betrachten sie als Eindringling.

Sie waren schließlich zuerst da.

Ein unsichtbarer Zaun baut sich auf.

Diese Auffassung lässt sich rational gar nicht begründen.

Umso tiefer scheint sie verwurzelt zu sein.

Aber, man ist ja schließlich ein zivilisierter Mensch.

Also werden nur Blicke getauscht und Entschuldigungsformeln genuschelt.

Die neuen Fahrgäste werden geduldet. Man gewöhnt sich an sie.

Aber – früher war es schöner, bequemer. Ohne sie.

Und dieses einfache Modell läßt sich auch auf die Situation übertragen, die wir hier im Epheserbrief antreffen:

Da sind „Neue“ zugestiegen ins Abteil der kleinen christlichen Gemeinschaften der Judenchristen in Jerusalem und Umgebung.

Sie beanspruchen Raum und Anerkennung.

Die Einheit der Gemeinde, die nun sich völkerbunt mischt aus Juden und Heiden, ist gefährdet.

Das „**Einst**“ und das „**Jetzt**“ wird in dem Abschnitt zuvor beschrieben:

Da heißt es:

Ihr, (also ihr heidnischen Menschen) die ihr früher fremd wart und keinen Anteil hattet an den Verheißungen und dem angestammten

Bürgerrecht der Israeliten und den Bundesschlüssen der Verheißung fremd, ihr, die ihr früher ohne Christus wart, ohne unseren Gott und seine Gnadenhoffnung,
ihr gehört jetzt dazu – Ihr, die Fernen, seid unsere Nächsten, weil ihr Christen geworden seid.

Denn Christus ist unser Friede, der aus Judenchristen und Heidenchristen **eine** Gemeinde aufbaut. Wodurch:

Durch die Offenbarung der Liebe Gottes in Kreuz und Auferstehung seines Sohnes.

Der Friede Jesu Christi ist an seine Nachfolge gebunden. Er kann darum auch nicht abgelöst werden vom Ereignis der Lebenshingabe Jesu Christi für uns alle. Vom Kreuz und vom Blut.

Das ist die nüchtern-grausame Wirklichkeit – fern aller Schwärmerei von Allversöhnung und gutgemeinten Träumen einer menschenfreundlichen Politik.

Diese beschworene Einigkeit bleibt zumeist ein Traum, eine Vision fürwahr, denn wir wissen ja alle, es trennen uns viele Unterschiede, und es ist sicher nicht hilfreich, es zu verleugnen.

Es gibt sichtbare und unsichtbare Trennwände, Grenzen und Mauern. Viele Mauern können übersprungen werden, wurden niedergerissen; und es gab und gibt viele Grenzen, die ohne Passierschein und Grenzkontrolle überflüssig sind und werden.

Denken wir an die unseligen **Trennungen** zwischen Menschen weißer und schwarzer Hautfarbe in Amerika und Süd-Afrika z.B.

(frei erzählt):

*Die sog. **Rassentrennung** war im letzten Jahrhundert immer noch stark ausgeprägt; so gab es z. B. Schulen, Parkbänke oder Aufzüge „Whites only“ und „Coloreds only“ (nur für Weiße/Schwarze). Die Busse waren ebenfalls getrennt, allerdings nicht vollständig. Es waren vorne vier Reihen für Weiße reserviert, die oft leer blieben, aber von den afroamerikanischen Passagieren nicht benutzt werden durften. Der hintere Teil, der für sie reserviert war, war meist überfüllt. Außerdem gab es einen mittleren Abschnitt, den schwarze Personen benutzen durften, allerdings war eine komplette Reihe zu räumen, sobald auch nur ein weißer Passagier in dieser Reihe sitzen wollte.)*



Der Bus Nr. 2857, in dem Rosa Parks festgenommen wurde; ausgestellt im Henry-Ford-Museum

*Am 1. Dezember 1955 trat genau dieser Fall ein. Ein weißer Fahrgast verlangte die Räumung der reservierten Sitzreihe. Alle Farbigen sprangen pflichtschuldig auf und räumten sofort die Sitzreihe. Nur die damals 42-Jährige **Rosa Parks** weigerte sich, da sie nicht die übrige Fahrt hindurch stehen wollte. Der Busfahrer rief daraufhin die Polizei und bestand auf ihrer Verhaftung. So wurde sie wegen Störung der öffentlichen Ruhe verhaftet, angeklagt und zu einer Geldstrafe verurteilt.*

Ein Zaun der Feindschaft zwischen Mensch und Mensch, errichtet im eigenen Herzen.

Um diesen Zaun abubrechen, bedarf es des politischen Mutes und des zivilen Ungehorsams und des Glaubens, dass in Christus Jesus alle Menschen in einer geistlichen Gemeinschaft leben, die Raum für Unterschiede läßt, aber eine Verständigung über den tragenden Grund des Glaubens immer wieder neu aushandelt.

Eine andere Mauer der Ignoranz, des Vorurteils, müssen meine Kinder und Enkelkinder sehr oft durchbrechen:

Meine 13-jährige Enkeltochter mit leicht braun getönter Haut, weil der Großvater Afrikaner ist, wurde in ihrer Kindergartenzeit in Dresden von anderen Kindern zum Waschbecken gezerrt und mit der Bürste abgeschrubbt, damit ihre Andersartigkeit verschwindet und sie so weiß aussieht wie alle anderen.

So eine Verletzung sitzt tief – sie erzählt noch heute von dieser beschämenden Situation.

Sichtbare und unsichtbare Trennlinien und Mauern sind alltäglich. Wir haben uns an sie gewöhnt.

Wir lesen schon in einer Predigt des Kirchenvaters *Augustin*, dass ein sehr hoher Herr sagte, er wolle deshalb nicht Christ werden, weil er

dann seiner *Concierge* –(ostiaria = Pförtner, Hausdiener)) gleichen würde. Ein Sklave hat ein Sklavenleben zu führen und kann nicht mit dem Herrn aus einem Kelche trinken, an einem Tische sitzen.

Denn das Christentum machte den kleinen Leuten, den Armen, den Ungenügenden, den Zugang möglich, der in einer heidnisch-philosophisch geprägten Gesellschaft nur der Oberschicht vorbehalten war.

Es gibt die gesellschaftlich bedingten, unterschiedlichen Lebenslagen von Frauen und Männern; ebenso sitzen wir hier mit unterschiedlich gefüllten Portemonnaies, und oft und immer mehr sitzen wir auch mit unterschiedlichen Nationalitäten an einem Tisch zusammen, kommen aus verschiedenen Kulturkreisen und verstehen die Traditionen der anderen nicht.

Und doch ist uns aufgegeben, als Gemeinde, als „Gemeinschaft der Heiligen“, das Band des Friedens zu weben.

Wohlgemerkt, verständigen wir uns darauf:

Es ist ein Band der Einheit, nicht der Einigkeit.

Und der Epheserbrief erläutert das auch im weiteren Verlauf des 4. Kapitels, was das Band der Einheit bezweckt:

14 Denn wir sollen nicht mehr unmündige Kinder sein, von den Wellen bedrängt und von jedem Wind einer Lehrmeinung umhergetrieben, dem Würfelspiel der Menschen ausgeliefert, von ihrem Ränkespiel auf den trügerischen Weg des Irrtums geführt, 15 nein, wir wollen aufrichtig sein in der Liebe und in allen Stücken hin anwachsen zu ihm, der das Haupt ist. Christus.

Ein schweres Geschäft scheint das zu sein, nein, richtig, ist es.

Schauen wir auf die beiden Urgesteine, die Säulen der ersten christlichen Gemeinschaften, so treffen wir auf **Petrus und Paulus**.

Sie legen hervorragend Zeugnis ab, wie bei aller Verschiedenheit, sie das eine Ziel, nämlich dass die Teilhabe der Menschen an Gottes Lebens, Gottes Reich und Gottes Volk nur am Glauben hängt, der sich zu Jesus Christus bekennt und in der Liebe wirksam ist.

Er ist der gemeinsame Grund.

Fürwahr, Petrus und Paulus gehen unterschiedliche Wege und müssen sich immer wieder abstimmen, ob es für Christen denn heilsnotwendig

ist, sich nach jüdischem Ritus beschneiden zu lassen oder die jüdischen Tisch- und Reinheitsgebote einzuhalten.

Die Leitung und Führung der Jerusalemer Ur-Gemeinde obliegt in erster Linie dem Apostel **Petrus**. Gemeinsam mit anderen – Jakobus, Johannes und Judas, leitet und verwaltet er das geistliche Erbe Christi.

Er, der aus der tiefsten jüdischen Provinz Galiläa stammt, einfacher Fischer vom See Genezareth, steht für den Glauben an Jesus den Christus, seine Gottessohnschaft, seinen Tod und seine Auferstehung. Er war der erstberufene Jünger und hat mit Jesus von Beginn an bis zum Kreuz alles erlebt und durchlitten.

Eine unsichtbare Mauer trennt ihn von **Paulus**, dem jüdischen Intellektuellen, Schüler Gamaliels II., der aus Tarsus, einer pulsierenden Stadt der hellenistischen Diaspora stammt.

Paulus ist der Wagemutigere, der Draufgänger; er ist bereit, koste es was es wolle, das Christentum in die Welt zu tragen.

Er ist es, der sich gegen die Ausschließungsmechanismen der griechischen Polis und des jüdischen Gottesstaates gewandt hat und ist sozusagen einer der Gründerväter des Universalismus geworden.

Die Zeiten und Umstände waren zu Paulus Zeiten günstig, weil das Römische Reich in wirtschaftlicher und kultureller Blüte stand und die Infrastruktur massiv ausgebaut wurde, so dass die Reisetätigkeit zu Land und zu Wasser erheblich zunahm, und es Paulus möglich war, als christlicher Missionar das Evangelium der Liebe Gottes unter die Leute zu bringen.

Zumal sich die heidnischen Philosophien und Kulte erschöpft hatten und im Niedergang begriffen waren.

Petrus, der Fels, auf dem Jesus seine Kirche gründen wollte, und **Paulus, das Licht**, das scheint, um die Dunkelheit der Völker auszuleuchten (Apg 13,47) – zwei ganz verschiedene Menschen, von unterschiedlicher Bildung und Herkunft, überwinden das scheinbar sie Trennende und haben ein gemeinsames Ziel: **den Frieden Gottes in die Welt zu tragen**. Das ist auch unsere Aufgabe – heute mehr denn je, wenn wir uns als die Nachfolger Christi bezeichnen.

Wir müssen dafür einstehen, dass der Friede Christi alles Trennende zu Boden reißt.

Ich komme zum Schluß:

Dazu zwei Beispiele aus jüngsten Tagen. Zum einen:

Der diesjährige Präsident des Kirchentages ist **Hans Leyendecker**, bekannt als Investigativjournalist des SPIEGELS und der SÜDDEUTSCHEN. Seine Recherchen brachten Wirtschaftsbosse und Politiker zu Fall. In einem Rundfunkinterview wurde er gefragt, woher er die Kraft für seine Arbeit nehme, die ihm ja nicht nur Freunde, sondern auch viel Feinde gebracht hat. Und er antwortete:

„Für mich war Gottvertrauen immer mein Puls.“

Auf einem solchen Gottvertrauen ruht dann auch der Kirchentag in Dortmund mit seiner gewählten Losung:

„Mein Gott, was für ein Vertrauen.“ (2. Kön 18,19)

Wir wissen: Vertrauen ist ein kostbares, aber auch hoch verletzliches Gut. Jeder Akt des Vertrauens birgt die Gefahr, enttäuscht zu werden.

Zum anderen:

Die **Diakonie** Deutschland wirbt in den Jahren bis 2020 mit der Kampagne **UNERHÖRT** für eine offene Gesellschaft, denn viele Menschen haben im Moment das Gefühl, nicht gehört zu werden. Sie fühlen sich an den Rand der Gesellschaft gedrängt und flüchten zu den extremen politischen Parteien (UNERHÖRT – Diese Alten; diese Obdachlosen; diese Flüchtlinge, diese besorgten Bürger).

Die Diakonie will ein Forum bieten fürs Zuhören, für eine offene und vielfältige Gesellschaft stehen, den Diskurs anstoßen rund um soziale Teilhabe.

Ich freue mich richtig, wenn ich diese großen Plakate sehen, weil sie mir zeigen, dass Kirche sich einmischt! Zu sehen ist, zu hören ist!

Denn Gott hat sich entschieden, mit den *Ausgegrenzten* zu sein.

Und:

Gott ist *mit uns*, wenn wir *mit ihnen* sind!

Den Besorgten, den Abgehängten, den Ausgegrenzten, den Eingezäunten, den Freudlosen und den Friedlosen.

Ihnen und uns gilt die Botschaft des Epheserbriefes:

„Christus ist unser Friede“

Amen.